***Universale Geschwisterlichkeit: Ein neues Narrativ in der Sorge um das gemeinsame Haus***

Predigt-Entwurf zu Gen 2,18-24 von Dr. Dietmar Müßig

1. Lesung vom Sonntag, 3. Oktober 2021 (Sonntag der 27. Woche im Jahreskreis)

Gut zehn Wochen ist es nun her, dass Teile von Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz von extremen Regenfällen heimgesucht wurden. Im Ahrtal haben 133 Menschen ihr Leben verloren; zahlreiche Häuser und Brücken, Straßen und Eisenbahntrassen wurden von den entfesselten Fluten mitgerissen. Dabei ist endgültig klar geworden: auch Deutschland wird vom Klimawandel nicht verschont. Zugleich hat das Hochwasser an der Ahr einen Mythos der Moderne zunichte gemacht: die Erzählung nämlich, dass wir Menschen in der Lage wären, die Natur zu beherrschen.

Über Jahrzehnte hat uns dieses Narrativ begleitet: dass wir mit Hilfe der Technik als Menschen in der Lage seien, uns die Natur zu unterwerfen. Spätestens seit dem 17. Jahrhundert hat die Menschheit, oder genauer: haben vor allem Männer davon geträumt, den sog. Herrschaftsbefehl aus der Bibel in die Tat umzusetzen. Direkt nach der Erschaffung der Welt ist es Gott selbst, der den Menschen aufträgt: „Seid fruchtbar und mehrt euch, und füllet die Erde und macht sie euch unterthan“ – so die Übersetzung von Martin Luther, die aber auch vielen katholischen Gläubigen als erstes einfällt, wenn man sie danach fragt, wie die Bibel unser Verhältnis zur Natur beschreibt. Dazu kommt oftmals die Rede vom Menschen als der Krone der Schöpfung; ein Konzept, das zwar genau genommen gar nicht biblisch ist, sondern aus der Philosophie der Aufklärung stammt; aber eine Idee, die das Narrativ von der Naturbeherrschung über Jahrhunderte gerechtfertigt hat. Ende der 60er Jahre hat deshalb der US-amerikanische Historiker Lynn White jr. das Christentum für die massiven Umweltzerstörungen verantwortlich gemacht. Die jüdisch-christliche Überlieferung, so seine Argumentation, stellt uns für die Ausbeutung und Zerstörung der Natur einen Freibrief aus, weil sie mit ihrem Narrativ den Menschen die Herrschaft über alle anderen Geschöpfe zubilligt, ja geradezu aufträgt.

Narrative sind Grunderzählungen. Sie spiegeln das Selbstverständnis bestimmter Epochen und Gesellschaften wider. Sie deuten die Welt und steuern das Verhalten von Menschen. Oft geschieht dies unbewusst. Wir haben solche Erzählungen tief verinnerlicht; umso größer ist ihre Wirkung. Denn sie beeinflussen, wie wir unsere Umgebung und Beziehungen verstehen und damit eben auch die Art, wie wir diese gestalten und wie wir leben. Heute erleben wir immer öfter, dass das moderne Narrativ von der Naturbeherrschung an seine Grenzen kommt. Wenn wir den Transformationsprozess hin zu einer wirklich sozialen und nachhaltigen Wirtschaft und Gesellschaft schaffen wollen, dann brauchen wir ein neues Narrativ; dann brauchen wir neue Erzählungen, die uns helfen, unsere Beziehung zu den Mitgeschöpfen zu deuten; oder wir entdecken ganz alte wieder!

Ein biblisches Narrativ, das dem menschlichen Auftrag zur Beherrschung der übrigen Welt völlig zuwiderläuft, ist eben in der ersten Lesung angeklungen. „Gott, der Herr“, so hieß es da, „formte aus dem Ackerboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu“. Wenige Verse zuvor heißt es in ähnlicher Weise über die Erschaffung des Menschen: „Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen“. (Gen 2,7; EÜ 1980). Mensch und Tier sind also aus demselben Stoff gemacht. Diese Einsicht teilt die jahrtausendealte Erzählung aus dem sog. zweite Schöpfungsbericht mit der modernen Evolutionstheorie. Theologisch interessant ist nun, dass es allein Gottes Geist ist, der sowohl die Menschen als auch die Tiere lebendig macht. So heißt es in Psalm 104 über die Tiere: „Sendest du deinen Geist aus, so werden sie alle erschaffen; nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin und kehren zurück zum Staub der Erde“ (Ps 104,30.29). Und der Weisheitslehrer aus dem Buch Kohelet kann schließlich sagen: „Was die einzelnen Menschen angeht, dachte ich mir, dass Gott sie herausgegriffen hat und dass sie selbst erkennen müssen, dass sie eigentlich Tiere sind. Denn jeder Mensch unterliegt dem Geschick und auch die Tiere unterliegen dem Geschick. Sie haben ein und dasselbe Geschick. Wie diese sterben, so sterben jene. Beide haben ein und denselben Atem. Einen Vorteil des Menschen gegenüber dem Tier gibt es da nicht. Denn beide sind Windhauch. Beide gehen an ein und denselben Ort. Beide sind aus Staub entstanden, beide kehren zum Staub zurück. Wer weiß, ob der Atem der einzelnen Menschen wirklich nach oben steigt, während der Atem der Tiere ins Erdreich hinabsinkt?“ (Koh 3,18-21).

Das Narrativ von der menschlichen Herrschaft über die Schöpfung erweist sich also im Gesamt der biblischen Erzählungen über das Verhältnis von uns Menschen zu den Tieren eher als die Ausnahme. Viel häufiger sieht die Bibel uns Menschen als ein Mitgeschöpf unter vielen. Wenn Gott in der Lesung von eben den Menschen zutraut, die Tiere zu benennen, dann ist das weniger ein Zeichen für Herrschaft als vielmehr für Vertrautheit. Nur, weil wir Menschen die Tiere und ihre Eigenschaften kennen, können wir ihnen den Namen geben, der ihnen entspricht. Dass bei aller Ähnlichkeit eine Differenz zwischen Menschen und Tieren bleibt, verheimlicht auch der zweite Schöpfungsbericht nicht. Es sind die intellektuellen Fähigkeiten, aber vor allem das moralische Urteilsvermögen der Menschen, die sie dazu in die Lage versetzen, den Garten Eden zu bearbeiten und zu behüten (Gen 2,15). Damit bietet uns die Bibel ein zweites Narrativ, das so ganz anders ist als das aus dem ersten Schöpfungsbericht. Wir Menschen als diejenigen, die gemeinsam mit den Mitgeschöpfen im Garten Eden leben, dazu berufen, ihre Mitwelt nachhaltig zu bearbeiten und zu behüten.

Wer sich dieses Narrativ existenziell zu eigen gemacht hat, war Franz von Assisi. Von ihm wird berichtet, dass er mit den Vögeln sprach. Mit einem räuberischen Wolf soll er vereinbart haben, dass dieser künftig das Dorf verschont. Immer wieder soll Franz Regenwürmer oder Raupen über die Straße getragen haben, damit sie von den vorbeifahrenden Karren nicht überrollt würden. Diese kindliche, ja fast naiv anmutende Unmittelbarkeit seiner Beziehung zu allen Geschöpfen spiegelt sich auch im Sonnengesang wider, den er gedichtet hat. Dort spricht er die Gestirne als seine Geschwister an ebenso wie den Wind, das Wasser und das Feuer. Die Erde lobt er als unsere Mutter, die uns mit allem beschenkt, was wir zum Leben brauchen. Als sein Ende naht, lässt er sich nackt auf den Boden legen. Er will die Verbindung zur Mutter Erde unmittelbar spüren, über die er während seines Lebens deshalb barfuß gelaufen ist und in deren Schoß er bald zurückkehren wird.

Franz von Assisi, dessen Gedenktag wir Morgen feiern, bietet uns ein alternatives Narrativ. Und auch Papst Bergoglio hat dies getan. Dass er den Namen des Heiligen aus Assisi gewählt hat, war kein Zufall. Und auch nicht die Tatsache, dass er seine wichtigste Enzyklika nach dem Sonnengesang benannt hat: Laudato si´. Darin ruft er uns zu einer radikalen, ökologischen Umkehr auf. Er bittet uns, unsere Lebensweise und die Art, wie wir produzieren und wirtschaften, so zu ändern, dass auch die Armen im globalen Süden, die künftigen Generationen und alle Mitgeschöpfe die Möglichkeit zu einem Leben in Fülle haben. Aber diese Umkehr, so Franziskus, wird nur gelingen, wenn wir uns auf ein neues Narrativ einlassen, das der universalen Geschwisterlichkeit unter allen Geschöpfen: „Ich lade alle Christinnen und Christen ein, diese Dimension ihrer Umkehr zu verdeutlichen, indem sie zulassen, dass die Kraft und das Licht der empfangenen Gnade sich auch auf ihre Beziehung zu den anderen Geschöpfen und zu der Welt, die sie umgibt, erstrecken und jene sublime Geschwisterlichkeit mit der gesamten Schöpfung hervorrufen, die der heilige Franziskus in so leuchtender Weise gelebt hat.“ (Laudato si´ 221).